

Vorwort

Heimat ist wieder einmal in aller Munde. Dabei ist der Heimatbegriff schwierig und anfällig für Missdeutungen. Rechtspopulisten nutzen ihn für Stimmungsmache gegen die transkulturelle moderne Welt, und im postmigrantischen Milieu ist von »Deheimatisierung« die Rede, weil Heimat für Geschlossenheit und ein binäres Wir-Ihr-Denken stehe. Wie verhält sich Kulturpolitik zwischen diesen ideologischen Antipoden? Dies war eine der Ausgangsfragen für den 10. Kulturpolitischen Bundeskongress »Kultur.Macht.Heimaten. Heimat als kulturpolitische Herausforderung«. In der politisch aufgeheizten Debatte ging es dabei zunächst darum, den Heimatbegriff handhabbar zu machen für eine fortschrittliche und humanistische Bildungs- und Kulturpolitik. Was heißt das für eine pluralistische Gesellschaft? Reicht es hier, »Heimat« immer als Plural zu denken?

Heimat verweist in einer immer komplexer werdenden Welt auf ein Bedürfnis nach Verbundenheit mit einem eigenen überschaubaren Ort und eine gewisse identitäre Eindeutigkeit, die Ruhe, Orientierung und Geborgenheit versprechen. Es geht dabei um Anerkennung, Respekt, Resonanz und Zugehörigkeit, gelegentlich aber auch um Rückzug, Abgeschiedenheit und romantische Idylle. Aufgabe des Kongresses war es hier, unterschiedliche Deutungen des Heimatbegriffes zu diskutieren. Dabei galt es, politische Instrumentalisierungen zu problematisieren, um den Heimatbegriff offen zu halten für verschiedene Lebenskonzepte und politische Aufgaben. Heimat sollte nicht als »unvergängliche, natürliche Gegebenheit, sondern als Aufgabe« (Hermann Bausinger) definiert werden, nicht als ewig währender Zustand, sondern als eine kontinuierliche Fortschreibung der Gegebenheiten, mithin als ein Prozess, der auf gesellschaftliche Veränderungen reagiert. Die »heimliche Botschaft« des Kongresses war, dass eine aufgeklärte Kulturpolitik auch einen aufgeklärten Heimatbegriff braucht. Ein Verwerfen des Begriffs – was einige empfehlen – schien uns zu einfach, letztlich auch unproduktiv. Denn: Wir bekommen gesellschaftliche Ambivalenzen nicht gelöst, indem wir Begriffe zu tilgen versuchen, die doch irgendwie fortleben, ob wir wollen oder nicht.

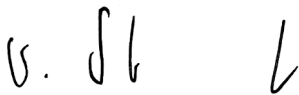
Der Soziologe und Philosoph Oskar Negt hat schon vor längerem geschrieben: »Wo Heimat bedroht wird oder bereits zerstört ist, entsteht [...] ein fruchtbarer Boden für den Fremdenhass, nicht wo sie *gesicherter Bestandteil der Lebenszusammenhänge* ist.« (Hervorh. im Original) Und er fügt hinzu: »Heimat wird in dem Augenblick ein ideologisch angereicherter und emotional überbesetzter Begriff, wenn solche Ver-lusterfahrungen nicht nur einzelne betreffen, sondern ganze Völker, Regionen, Rassen und Klassen.« Diese Beschreibung liest sich wie eine Bestandsaufnahme aktueller

»Verlusterfahrungen«, die mit den gesellschaftlichen, kulturellen und wirtschaftlichen Entwicklungen der letzten Jahrzehnte verbunden werden. Deren Auswirkungen treffen die Menschen in Deutschland wie in den Regionen der Europäischen Union in unterschiedlicher Schärfe: in abgehängten Stadtteilen und Regionen stärker als in den prosperierenden Teilen der Metropolen, in der Klasse der prekär beschäftigten Menschen härter als in der neuen akademischen Mittelklasse. Hier wollte der Kongress deutlich machen, dass die Sehnsucht nach Heimat ihren Grund auch in der wachsenden Ungleichheit und dem globalen ökonomischen und technologischen Strukturwandel mit allen seinen sozialen und kulturellen Folgen hat. Schon deshalb konnte es nicht darum gehen, den Begriff Heimat durch Entgrenzung und Verflüssigung zu entsorgen, sondern in seiner lebensweltlichen Bedeutung mitsamt seiner territorialen Komponente als persönliche Angelegenheit ernst zu nehmen.

Der Wunsch nach und die Erfahrung von Heimat ist in aller Regel auch mit der Hoffnung auf sichere und zufriedenstellende Lebensverhältnisse verbunden. Im politischen Diskurs stehen dafür Formeln wie »Lebensqualität« oder »gleichwertige Arbeits- und Lebensbedingungen«. Insofern kann Heimat als »nüchternes Wort« (Walter Jens) auch als infrastrukturpolitischer Imperativ gedeutet werden. Entsprechend sind die bestehenden Heimatministerien (Bund, NRW, Bayern) auch aufgestellt. Die mediale Aufmerksamkeit und die damit verbundenen ideologisch orientierten Debatten kreisen freilich vor allem um den politisch schillernden Begriff Heimat. Ein eher an Termini wie Lebensqualität orientierter und auf diese Weise geredeter Heimatbegriff würde eine andere Ausrichtung von Heimatpolitik signalisieren. Zu diskutieren war im Kongress also, dass Heimat nicht nur eine Kategorie der subjektiven Empfindung und des Gefühls ist, um auf affektive Qualitäten reduziert zu werden, sondern auch eine materielle Grundierung hat, die den Begriff für infrastrukturelle Vorhaben und kulturpolitisches Handeln durchaus brauchbar macht.

Das vorliegende Jahrbuch enthält zahlreiche Beiträge zur Bewertung und Einordnung des Konzepts Heimat und eine Fülle von Anregungen für eine kulturelle Heimatpolitik, die den Streit um Heimat gar nicht nötig hat. Ich wünsche allen Leser*innen eine angenehme und erkenntnisreiche Lektüre!

Danken möchte ich allen, die sich an der Planung und organisatorischen Umsetzung des 10. Kulturpolitischen Bundeskongresses und an der Realisierung dieses Jahrbuches beteiligt haben, namentlich den Herausgeber*innen Dr. Norbert Sievers, Ulrike Blumenreich, Sabine Dengel und Christine Wingert sowie den Autor*innen. Mein ganz besonderer Dank gilt der Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien, Frau Staatsministerin Prof. Monika Grütters, nicht nur für die finanzielle Unterstützung, sondern auch für ihre aktive Mitwirkung am Kongress.



Dr. Tobias J. Knoblich
Präsident der Kulturpolitischen Gesellschaft e. V.